

ZEITBERICHT

Nonnis 100. Geburtstag — Neue Seelsorge — Gründe für die Revolution in Lateinamerika

Nonnis 100. Geburtstag

Am 16. November dieses Jahres wäre der Isländer P. Jon Svénsson, „Nonni“, hundert Jahre alt geworden. Er kam zur Ausbildung schon früh nach Dänemark und Frankreich, konvertierte und wurde Jesuit. 1944 starb er im Luftschuttkeller eines Krankenhauses. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die ganze Welt seine Bücher kennt. Erwachsene und Kinder lasen und lesen sie mit innerer Teilnahme, und die Jahre haben ihnen nichts von ihrer Frische genommen. Er ist wohl der erste Isländer, der nach den Jahrhunderten der Edda und der Sages literarischen Ruhm erwarb. Die reine Klarheit jener alten Geschichten lebt auch in seinen Büchern, vertieft um die christliche Menschlichkeit, die aus jeder Zeile strahlt; sein Landsmann Halldór Laxneß hat sie nicht zu bewahren gewußt. Unnachahmlich war Svénsson auch als Erzähler. Tausende von Kindern vieler Länder haben zu seinen Füßen gesessen und wurden von dem kleinen weißhaarigen Priester verzaubert. Noch in seinem Greisenalter lebte er so in seiner Heimat, daß er darüber alles vergaß. Freilich riß ihn auch die kleinste Störung aus seiner Welt und verschloß ihm den Mund. Dabei war er lebensstüchtig und wußte sich auf seinen Reisen, die er bis in die letzten Jahre um die ganze Welt unternahm, immer zu helfen. Die Heimat Island war ihm aber nicht nur sein Kinderparadies; er kannte gründlich die Geschichte seines Landes (vgl. diese Zs. 103 [1922] 30–41), und die Sehnsucht seines Herzens war es, die einsame Insel und ihre Bewohner wieder katholisch zu sehen. Seine Bücher, die in fast alle Kultursprachen übersetzt wurden, sind im Verlag Herder erschienen.

Neue Seelsorge

Vom 17.–26. Oktober 1957 fanden im Stephansdom zu Wien öffentliche, aber geschlossene Exerzitien statt, an denen 1500 Menschen aller Altersstufen, aller sozialen und Bildungs-Schichten teilnahmen. Ein seelsorgliches Ereignis also, das weiteste Beachtung und Nachahmung verdient.

Der Veranstalter dieser Exerzitien und zugleich Exerzitienleiter war der Dompfarrer von St. Stephan, Kanonikus Dr. Karl R. Dorr, der gleich nach dem Krieg in der Kirche Am Hof in ähnlicher Weise schon einmal die Geistlichen Übungen gegeben hatte; damals zählte man 3000 Teilnehmer, von denen sich später einige Hundert für eine apostolische Arbeit zur Verfügung stellten. Diesmal war die Teilnahme an Eintrittskarten gebunden, um von vornherein den Kreis der Exerzitanten zu begrenzen. Man wollte damit den Übungen eine größere Geschlossenheit geben und der Meinung entgegenreten, als könne jeder kommen und gehen, wie es ihm beliebt. Gleich am ersten Tag der Kartenausgabe meldeten sich 600 Bewerber; am dritten Tag waren es 1700; 500 weitere mußten abgewiesen werden, weil die Sitzplätze nicht ausreichten. Wahrscheinlich müssen die Exerzitien darum noch ein- oder zweimal wiederholt werden.

Dompfarrer Dr. Dorr lag daran, seinen Zuhörern einen wirklichen Eindruck von den auf dreißig Tage berechneten Großen Exerzitien des heiligen Ignatius zu vermitteln. Er beschloß darum, die vollständigen Übungen (das sogenannte „Fundament“ und die vier „Wochen“) unverkürzt vorzulegen, und zwar in drei aufeinanderfolgenden Jahren, jeweils 10 Tage lang. Beim ersten Mal sollten nur die

Wahrheiten des „Fundamentes“ behandelt werden, denen – zur besseren Sammlung und Einstimmung für die gehetzten Menschen von heute und um die Unruhe des Alltags abzustreifen – drei Bildbetrachtungen über den Taubstummen (Mk 7, 31ff.), den Blinden (Lk 18, 35ff.) und den Besessenen (Mk 9, 14ff.) als Sinnbilder des Menschen in seinem Verhältnis zu Gott vorausgeschickt wurden.

Die Durchführung der Übungen geschah auf folgende Weise: Um 18 Uhr wurde der Dom für gewöhnliche Besucher gesperrt und war nur noch den Exerzitanden zugänglich, die an den Eingängen ihre Karte vorzeigen mußten und von den Ordnern die jeweilige Betrachtungsvorlage gedruckt für den betreffenden Abend erhielten. (Den Ordnungsdienst hatte die Dombauhütte, angefangen vom Dombaumeister bis zum letzten Arbeiter, übernommen.) Um 18.30 Uhr waren für gewöhnlich die Plätze schon eingenommen (jeder hatte seinen bestimmten Platz, der auf der Karte angegeben war); die Exerzitanden knieten oder saßen, verharrten in Schweigen, beteten und meditierten, während die Orgel leise präludierte. Um 19 Uhr wurden die Türen geschlossen, um eine völlige Ruhe sicher zu stellen; sie wurden erst um 21 Uhr wieder geöffnet. Während der zwei Stunden lag ein heiliges Schweigen über der großen Beterschar. Die Atmosphäre nahm den einzelnen in ihren Bann. (200 Teilnehmer gaben am ersten Abend ihre Karten zurück, weil sie sich nicht zu einem regelmäßigen Besuch der Abende verpflichten konnten.)

Man begann mit einem gemeinsamen Lied. Dann gab der Exerzitienleiter eine kurze geistliche Unterweisung: er erläuterte den Sinn der Übungen, gab Anleitungen für die Durchführung der Meditation, für die Gestaltung des Tages, für die Gewissenserforschung oder sprach über das Gebet, über Selbstüberwindung, über die Bewältigung der persönlichen Lebensschwierigkeiten oder andere Dinge des christlichen und inneren Lebens. Danach legte er die Meditation vor: an den ersten Abenden eine Perikope aus dem Evangelium, später die Erwägungen des Exerzitienbuches. Es waren bewußt keine Vorträge, sondern Anleitungen zur Meditation, die den betenden Nachvollzug ermöglichen und erleichtern sollten. Die meisten der Zuhörer erfuhren wohl zum ersten Mal in ihrem Leben etwas Näheres und Konkretes über den Gang einer Betrachtung: wie man sich in die Gegenwart Gottes hineinversetzt und vor sein Angesicht tritt, wie man um Erleuchtung und Bereitschaft des Herzens und Frucht bittet, wie man sich die Wahrheiten der Offenbarung vorstellen kann (den Meditationsvorlagen waren jeweils ein oder mehrere Kunstdruckblätter beigegeben, die die vorgelegten Geheimnisse anschaulich machen sollten), wie man sie erwägt, sie als an sich selbst gerichtet betrachtet, mit sich und mit Gott ringt und zu heiligen Entschlüssen kommt. Gebete, zum Teil vom Exerzitienleiter, zum Teil von allen gesprochen, faßten den Inhalt der Meditation noch einmal zusammen und machten den Anwesenden in ergreifender Weise deutlich, daß Gott in Christus dem Herrn unter ihnen anwesend sei, fordernd, segnend und erfüllend.

Nachdem die Meditation vorgelegt worden war, verharrten alle in Schweigen und meditierten über das Gehörte, etwa 20 Minuten lang. Dann folgte die heilige Messe, in die hinein die Meditation ausklingen sollte, still, ohne gemeinschaftliches Beten; in dieser Situation konnte die Gemeinschaft durch nichts deutlicher gemacht werden als durch Schweigen. Vom ersten Abend an wurde an 8 Stellen des Domes gleichzeitig die heilige Kommunion ausgeteilt. Schweigend verließen die anderthalb Tausend Menschen nach Erteilung des sakramentalen Segens den Dom.

Während der Exerzientage standen einige Priester den Exerzitanden für die Aussprache zur Verfügung, und zwar in Sprechzimmern, in denen zugleich gebeichtet werden konnte; zwei solcher Sprechzimmer waren im Dom selbst eingerichtet (in einer der Sakristeien und in einem schon früher gebauten, von der Hauptsakristei abgetrennten, geschlossenen Beichtzimmer, das unmittelbar vom

Seitenschiff des Domes aus zugänglich ist – ein seelsorgliches Novum!). Viele Exerzitanden haben von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Da die Teilnehmer bei der Anmeldung Alter, Stand, Beruf und Adresse angeben mußten, ist ein Überblick über die Zusammensetzung dieses einzigartigen Exerzitienkurses möglich. Es waren begreiflicherweise mehr Frauen als Männer; dem Alter nach überwogen die 30 bis 60jährigen; es waren unter ihnen schlichte, einfache Menschen, Arbeiter, Haus- und Büroangestellte, Beamte, Kaufleute, Akademiker aller Berufe, Angehörige der Ministerien, Väter und Mütter, öfters mit ihren erwachsenen Kindern. Viele von ihnen sagten, daß sie schon lange den Wunsch gehabt hätten, einmal Exerzitien zu machen, aber aus familiären oder beruflichen Gründen nicht hätten abkommen können. Dem religiösen Standort nach setzte sich die Exerziatengemeinschaft aus den verschiedensten Gruppen zusammen: es waren die sogenannten „guten“ Katholiken dabei, aber auch nicht wenige, die ihr Leben – oft nach Jahren – wieder in Ordnung brachten, und wieder solche, die in dieser oder jener Form der besonderen Nachfolge Christi lebten und deren inneres Leben eine erstaunliche Reife aufwies.

Zieht man die Bilanz dieses wohlvorbereiteten und glänzend gelungenen neuartigen Versuchs (den aber Ignatius von Loyola selbst schon in seinem Exerzitienbuch vorgesehen hat, vgl. annot. 19), Christen in größerer Zahl zu einem innerlichen Leben anzuleiten und Elite heranzubilden, so muß man sagen, daß uns hier ein Seelsorgsmittel ersten Ranges an die Hand gegeben ist, das weit über die Volksmissionen zu stellen ist und das dem differenzierten Menschen von heute in seinen oft schwierigen Lebensumständen aufs beste entspricht. Dabei sind es keineswegs nur die Frommen, die hier angesprochen werden. Die Wirkung solcher Tage ist nachhaltig, weil der Exerzitand zur Eigenübung angeleitet wurde und die gedruckten Meditationen auch später wieder vornehmen kann (was viele ganz spontan zu tun versprochen). Es wäre darum der Mühe wert, wenn man sich auch andernorts Gedanken über die Ermöglichung solcher Exerzitien machte. Sie übertreffen in ihrer Tiefenwirkung um ein mehrfaches die vielen Vorträge, die gerade wir Deutschen überall zu halten pflegen. Was nottut, ist nicht das bloße Hören, sondern die Anleitung zur „Einübung im Christentum“.

Gründe für die Revolutionen in Lateinamerika

In einer lesenswerten Studie in der *Revista de Estudios Politicos, Madrid 1957, Nr. 93, 139 ff.*, befaßt sich A. Carro Martinez mit den Gründen, warum es in Lateinamerika so viele Revolutionen gibt.

Er führt dies auf die dem südamerikanischen Kontinent eigentümliche rassische Zusammensetzung zurück. Wenn auch schon früh, schon 50 Jahre nach der spanischen Eroberung, Eingeborene, etwa Garcilaso, führende Stellungen in der Kolonialverwaltung einnahmen, so blieb die politische Führung doch bis heute bei den Spaniern und ihren Nachkommen. Die Zahl der Neger ist gering und überwindet erst das Sklavenstadium. Der Indio selbst ist weithin politisch ohne Interesse. Nur ein politischer „Führer“ vermag ihn der Passivität zu entreißen und vorübergehend aufzuwiegeln. Aber auch für das iberische Element gilt, daß das europäische demokratische Denken dort keinen Anklang findet. Zwar haben alle Staaten eine Konstitution, aber dem Iberoamerikaner liegt wenig am Parlament und an den Paragraphen der Verfassung, sondern alles an der Person, die sie trägt. Dies gilt von den Unabhängigkeitskriegen bis heute. Er will die Souveränität seines Staates sichtbar vor sich sehen. Von einer Teilung der Gewalten hält er nichts. Für sich selbst verlangt der Südamerikaner Freiheit, und diese Freiheit sieht er in dem Manne seiner Wahl gesichert. Bolivar, San Martin und Iturbide sind die ersten „Diktatoren“, „Führer“, Caudillos in Südamerika gewesen. Ihre politische Tat-